

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 10 (1926)
Heft: 9-10

Artikel: Zur Frage der deutschen Rechtschreibung bei Verwendung der Antiquaschrift
Autor: M.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vollständig recht, es sei lediglich schlechter Brauch, die Schokoladen mit französischen Bezeichnungen zu versehen, Basel sei doch eine durchaus deutschsprachige Stadt. — In Stein fand ich auch schließlich „Stumpfen“ mit deutscher Aufschrift, sie sind aus Beinwil und heißen Hansa. Aber wie viele Deutschschweizer und Reichsdeutsche legen auf so etwas Wert!? Und doch, welche Mißachtung unserer Muttersprache, welche Heringschätzung gegen uns selbst spricht aus solchem Gebaren! So etwas wagt man eigentlich (ich spreche von Völkern mit einer Weltsprache wie dem Deutschen) nur Deutschen zu bieten.

Häßlich und befremdend wirkt es auch, daß sich der Thuner Gerber-Schachtelkäse in der Schweiz nur in französischer Aufmachung zeigt, nicht einmal Thun hat man seinen deutschen Namen gelassen. Dabei wird derselbe Käse im Reich in der ausgesprochensten, gesuchtesten deutschen Aufmachung verkauft, sogar die deutsche Schrift kommt auf den Schachteln und innen zu ihrem Rechte.

In reichsdeutschen Tageszeitungen fällt mir eine Sammelanzeige, überschrieben: „Herbst in der Schweizer Riviera“ auf. Dieselbe Anzeige erscheint sicher auch in schweizerischen Zeitungen.

In dieser Anzeige, die natürlich deutschsprachig ist, empfiehlt sich auch das Grand Hotel Chateau Bellevue, Direktor E. Halbi in Sierre im Rhônental. (Der Akzent fehlt bei Hôtel und Château, steht aber bei Rhonetall!) Sierre heißt auf deutsch Siders. Der eidgenössische Poststempel ist doppel-sprachig. Wer sich an Deutsche wendet, soll sich auch hinsichtlich der Ortsnamen der deutschen Sprache bedienen und nicht der Ausrottung der deutschen Ortsnamen Vorschub leisten.

Aber auch ein Konstanzer (!) „Auto-Reiseunternehmen“ verwendet in einer überall angeschlagenen Einladung zu einer dreitägigen Fahrt über das Berner Oberland an den Genfersee für Neuenburg, Neuenstadt und Vivis die französischen Namen. (Bei Vivis ist das noch am ehesten begreiflich, weil die deutsche Form nicht mehr allgemein bekannt ist.) Arbeit für den Sprachverein!

Zur Frage der deutschen Rechtschreibung bei Verwendung der Antiquaschrift.

Unter dieser Ueberschrift ist in Nr. 7/8 der „Mitteilungen“ u. a. die Rede von einer in den Basler Schulen geübten Regelung der Rechtschreibung, die beim Zusammen-treffen dreier gleicher Mitlaute einen ausfallen läßt.

Sollten die Basler Lehrer wirklich die Regel nicht genau kennen? Sie lautet: „Wenn bei Zusammensetzungen drei gleiche Mitlaute zwischen Selbstlauten nebeneinander zu stehen kommen, so ist einer davon zu streichen. Man schreibt also z. B. Brennessel, Schiffahrt, Schnelläufer. Folgen auf die drei gleichen Mitlaute noch andere Mitlaute, so wird keiner von ihnen gestrichen; z. B. stickstofffrei, Taburettthron.“ (Duden, Vorbemerkungen, Seite XII.)¹⁾

Nun aber heißt es im Duden auf Seite XLIII ausdrücklich: „Wenn in einer Antiquaschrift kein B vorhanden ist, so ist statt dessen als Notbehelf das ls anzuwenden, z. B. Malssachen. Ist auch ls nicht vorhanden, so bleibt nichts weiter übrig, als ss zu setzen, also Masssachen, obwohl das mit der amtlichen Rechtschreibung durchaus unvereinbar ist. Gänzlich falsch wäre dagegen Massachen,

denn die drei s sind gemäß der richtigen Schreibung (Bs) nur als z w e i Mitlaute aufzufassen, nicht als drei, von denen einer auszustoßen wäre. Erst recht falsch wäre die Auslassung eines s in Wörtern wie Kongreßstadt, Reißschiene, in denen B und die untrennbaren Buchstaben st und sch zusammentreffen. Es darf also nicht Kongressstadt, Reisschiene gesetzt werden, und nur im Notfall Kongressstadt, Reisschiene.“

Aus all dem geht hervor, daß der von Herrn W. Br. gerügte Mißstand nur auf die Unkenntnis der genauen Regel zurückzuführen ist.²⁾ Erschwerend fällt allerdings der Umstand ins Gewicht, daß von den Setzmaschinen-fabriken zu den meisten Antiquaschriften keine B geliefert werden. Da sollten eben erst einmal die Buchdruckereibesitzer von berufener Seite darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Buchstabe B für die deutsche Sprache unumgänglich notwendig ist, und dann sollten die Buchdrucker ihrerseits bei den Fabriken darauf drängen, daß auch bei Antiquaschriften das B geliefert wird. Ich lasse das B überall anwenden, und wenn in einer Schrift keines vorhanden ist, muß man mir eben drei s setzen.

Unter den Beispielen falscher Schreibweise führt Herr W. Br. auch das Wort Fussstapfen an. Das ist jedoch nicht falsch. Duden führt es sogar neben Fußstapfen als die bessere Form an; das Handwörterbuch Sanders-Wülffing kennt ebenfalls „Fußstapfen“ und hat bei „Fußstapfen“ den Vermerk: „so noch öfter reichlich statt Fußstapfen“. Es ist hier kein s ausgestoßen worden, sondern es handelt sich um die Zusammensetzung von Fuß mit T a p f e n = Tritte, Fußspuren (Sanders).³⁾

Im übrigen bin ich mit den Ausführungen des Herrn W. Br. vollständig einverstanden. Wir müssen uns wehren: einmal gegen die Ueberhandnahme der Antiquaschrift, und sodann, wo diese schon verwendet wird, gegen die Nichtbeachtung der deutschen Rechtschreiberegeln.

Noch etwas. Im Artikel „Amtsdeutsch“ wird der Ausdruck „des Grund und Bodens“ als falsch bezeichnet. Mit nichten! Schön ist dieser Wesfall ja nicht und das dafür vorgeschlagene „Grundstück“ wirklich besser. Aber die Fügung darf auch nicht als falsch hingestellt werden. Prof. Dr. Matthias schreibt darüber: „Wenn dieses Zusammenwachsen von Formen mehr der gewöhnlichen Schreibart angehört, so ist doch ein Verharren in der Stammform vor u n d , o d e r und einem gleichbedeutenden b i s i n j e d e r Schreibart nichts Seltenes. So wird von zwei zu einem einheitlichen Begriff gewordenen Hauptwörtern das zweite allein

¹⁾ Anmerkungen des Schriftleiters: Diese Unterscheidung ist aber eine arge Düsterei oder noch schlimmer, eine arge Willkür. Warum soll der dritte Mitlaut vor einem Selbstlaut verschwinden, vor einem andern Mitlaut aber stehen bleiben? Daß die Lehrer die Genauigkeit nicht so weit treiben, ist begreiflich: noch besser wäre es, sie kümmern sich (trotz Duden!) überhaupt nicht um diese Weglassungsregel und ließen ruhig schreiben Brennessel, Schiffahrt usw. Warum denn nicht? Nach dieser Regel müßte man also schreiben, wenn man das B durch ss ersetzt: Schlusssatz, Schlosssaal, aber Gussstahl, Massstab, Verschleissspanne, Reisschiene! Also nicht nur die „untrennbare“ Verbindung st und das Lautbild sch blieben bestehen, auch die sonst trennbaren Verbindungen sp, fr, thr, würden „gerettet“.

²⁾ Hauptsächlich aber auf die Willkür, mit der man einfach B durch ss ersetzt.

³⁾ Umgekehrt erklärt Pauls Wörterbuch die Form Fußstapfen als aus falscher Worttrennung entstanden; das Wort Tapfe habe sich erst durch Loslösung aus der falsch verstandenen Zusammensetzung Fußstapfe gebildet mit Anlehnung an Tappe = Pfote, Taze. Da diese Tappen Spuren hinterlassen, ist die Verwechslung mit Stapfe, das für sich schon Fußspur bedeutet, begreiflich.

gebeugt, und wenn sie verschiedenen Geschlechtes sind, entscheidet es auch allein über die Wahl des Artikels: meines Grund und Bodens, mein Hab und Gut, meines Hab und Gutes" usw.⁴⁾ M. S.

Aus dem schweizerischen Idiotikon.

(Heft 98) Huber & Cie., Frauenfeld.

Jetzt wollte ich gerade wieder ein wenig in unserm sprachlichen Landesmuseum „schneuggen“ und hatte schon allerlei Merkwürdiges gefunden über schnöd und Schnoder, Schnefel und Schnüfel und Schnegg, da stoße ich auf das mir bisher unbekannte Schnaugge, das scheint Schnauze bedeutet und verächtlich auch vom Menschen gebraucht werde. Davon sei abgeleitet das Zeitwort für den Gebrauch der Schnaugge, das also richtigerweise mit äü geschrieben werden muß. Woher übrigens dieser Umlaut stamme, dazu macht das Idiotikon selbst ein Fragezeichen. Dieses Schnäuggen bedeutet also zunächst schnüfeln nach Art der Hunde oder Schweine, dann übertragen seine Nase in etwas stecken, vorwiegend, unerlaubt, unordentlich in etwas herumstöbern, z. B. in einem Schrank oder einer Schublade, und dann heißt es: besonders auch in einem Buche, einer Zeitung oder dergleichen blättern, oberflächlich lesen. Man sollte also offenbar nicht schnäuggen. Aber Wörterbücher sind auch nicht dazu da, von vorn bis hinten durchgelesen zu werden, sondern es sind „Nachschlagewerke“, also dazu bestimmt, daß man nur einzelnes herauslese, und auch wer ein neues Heft bekommt und sich dran freuen und andere an seiner Freude teilnehmen lassen will, wird es nicht lesen wie ein Lehrbuch, Zeile für Zeile, und von dem vielen, das er wirklich liest, wird er seine Leser erst recht nur schnäuggen lassen können. Schneuggen wir also weiter mit eu! Wenn unter den Beispielen zu diesem Zeitwort dann Wörter wie Chuchigänterli, dürr Bire und Spfelstückli erscheinen, tauchen zwischen den Zeilen dieses schönbar trockenen Wörterbuches allerlei Jugenderinnerungen auf. Sophie Hämmerli läßt auch ein Kind zur gefangenen Maus sagen: I han au nid gfolget, ha gschneugget wie du. In Basel antwortet man auf die Frage nach dem zu erwartenden Essen abwehrend: E Giggernillis und Schnaiggdra! Daß das Wort sogar mit andern Kulturerscheinungen in die französische Mundart des Berner Juras eingedrungen ist, stimmt bedenklich, aber es ist auch einmal mittelhochdeutsch gewesen; neuhochdeutsch sagt man jetzt naschen. — Vielen wird neu sein, daß schnöd in der ältern Sprache armfelig, gering bedeutete, auch ohne moralische Nebenbedeutung; z. B. wurde Karl der Kühne bei Ranzig nach einer Basler Chronik von 1477 „von einem schnöden Mann“ erstochen. — Eine richtige Appenzeller Redensart berichtet Tobler: De Pur wörft de Schnoder eweg, ond de Herr tued-e im Sack noheträge“ — wer denn also reinlicher sei! In Regensdorf gibt man Knaben vor, sie müssen bei ihrem ersten Wirtshausbesuch ein Glas voll davon trinken. — Von den „Töckern“ wird mehrmals berichtet, daß sie gerne „schnefeln“. — Der Schnüfel o. ä. ist ursprünglich der Schweinsrüffel, und einen solchen machen heißt daher, den geschlossenen Mund rüffel förmig gegen die Nase verziehen, was manchmal Unzufriedenheit ausdrückt („Wie Mänge rüeft dur's Jar em Tüfel, doch wenn-er chäm, er mieth

⁴⁾ Gewiß ist das jetzt erlaubt, aber mehr behauptet auch Mathias nicht. Ursprünglich ist es doch falsch gewesen und ist es drum eigentlich immer noch eine eingebürgerte kleine Nachlässigkeit.

en Schnüfel“, Streiff, Glarus); an Kindern aber gewährt das Schnüfeli einen freundlichen Anblick. — Die Bedeutung von Schnagg (oder Schnogg) für Witz, Schnurre, Streich erklärt sich aus der Bedeutung Stechmücke; das Gemeinsame ist das Stechende. — Der Schnegg spielte früher eine große Rolle in der volkstümlichen Heilkunde: Rote Schnecken, mit Zucker bestreut, gaben im Aargau einen Keuchhustensirup; mit ein paar Blindschleichen und Salz im Wasser an die Sonne gestellt, dann übers Feuer gebracht und bei Neumond auf ein schwindendes Glied gesalbt, benehmen sie ihm die Schwindsucht. Auch gegen böse Zähne und Warzen haben sich Schnecken schon bewährt!

Allerlei.

Welche Last die Fremdwörter für Jugend und Volk und daher besonders für die Volksschule sind, zeigt eine Beobachtung an den Erstklässlern einer guten zürcherischen Sekundarschule. Die Schüler hatten Hebels bekannte Erzählung „Das seltsame Rezept“ wiederzugeben, in der drei Fremdwörter vorkommen (Rezept, Apotheke, Doktor), die der Verfasser nicht vermeiden konnte (im Volksmund sagt man nun einmal Doktor für den Arzt). Diese Wörter sind alle sehr gebräuchlich, scheinen auch keine besonderen Schwierigkeiten zu bieten, und doch waren es von 31 Schülern ihrer 5 (also ein Sechstel), die nicht einmal den Doktor richtig herausbrachten (Doktor, Doktor), ihrer 9 (fast ein Drittel!), denen das Rezept Schwierigkeiten bereitete (Rezept, Rezept, Repgät, Repzet, Rezet), und ihrer 19 (fast zwei Drittel!), die mit der Apotheke nicht z'gang kamen (Upoteke, Apothecke, Aphoteke, Abotheke). Ein Schüler machte im ganzen Aufsätzchen nur drei Fehler, nämlich — in diesen drei Fremdwörtern!

Aus dem Lande Pestalozzis (aus der innern Schweiz): Brief eines Gemeindepräsidenten an:

Herrn Jakob Finsterwald Baumeister Brugg

Im besitz Ihres schreiben vom 9. ds. teile mit das andem Raqqort fest gehalten wird. Nach dem Regierungsrätlichen Beschluß (getrennt: Besch-luß!) darf an Sonn., und Festtagen während des Sommers 1926 nicht über 30 km gefahren werden? dies zur Kenntnis ich möchte Ihnen raten weitere Kosten zu Ersbaren!

Achtungsvollst

..... Prdt.

Deswegen kann der Mann ja doch ein guter Gemeindepräsident sein, und das ist die Hauptsache, aber nett wär's halt doch, wenn....

Wäggital oder Wägital? Dem „Einsiedler Anzeiger“ wird geschrieben: „Obwohl wir schon wiederholt dargetan, daß das Wort Wägital mit zwei g unrichtig sei, finden wir in letzter Zeit vermehrt die unrichtige Schreibweise. In den alten Urkunden begegnen wir den Ausdrücken: „Die Talleute und Kirchengenossen zu W ä g i“. Jeder urhige Märchler spricht ganz richtig Wägital und Wägner aus. Die Aussprache und Schreibweise mit zwei g hören und sehen wir nur von Fremden, besonders von Zürichern. Es wird nun nicht gesagt sein, daß unsere Amtsstellen und die Presse alles nachzuahmen brauchen, was von Zürich herkommt. Da haben unsere Sch u l b ü c h e r denn doch die richtige Schreibart mit e i n e m g aufgenommen, und ich lobe mir einen Postangestellten, der das zweite g stets mit einem dicken Strich auslilgt. — Also, ihr Herren Sezer und Schreiber, merkt euch das!“